

Wahlkampf in der Schweiz: „Es gibt viele hier, die Hass schüren“

Das Schweigen der Schäfli

Die Angst vor allem Fremden garantiert der rechtspopulistischen SVP ihren Erfolg, doch viele fürchten, dass so das ganze Land in Misskredit gerät

Von Holger Gertz

Bern, 19. Oktober – Die Hörfunkreporterin packt in der Lobby des Hotel Bellevue ihr Equipment aus, das digitale Aufnahmegerät, das Mikrofonkabel und einen kleinen Würfel, den sie auf den Tisch legt. Der Würfel, rot und mit dem Aufdruck BBC, ist ein Signal, für alle, die vorbeikommen. Bitte Ruhe, hier wird über wichtige Dinge geredet, bitte Ruhe, die größte Rundfunkanstalt der Welt hat ihre Korrespondentin geschickt. Dass die BBC in Bern nach dem Rechten sieht – genauer gesagt: nach den Rechten –, ist ein Zeichen der Zeit. Etwas ist geschehen, was sogar die Hörer in England interessieren wird. Und von Bern aus gesehen ist England immer noch die Welt.

Neben der Reporterin sitzt Andrew Katumba, er ist ein bisschen aufgeregt, weil er nicht weiß, ob sein Englisch ausreicht für so eine Radiosendung, und während er sich interviewen lässt, hält er sich an der Lehne des Lobbystuhls, die gut gepolstert ist, so sehr fest, dass kleine Dellen zurückbleiben, wenn er die Hand wieder wegnimmt. „Switzerland has not any more the image of Heidi and waches and chocolate“, sagt er. Die Reporterin nickt, Katumba spricht über den Wahlkampf und über geschürte Angst, „fear“. Und immer wieder über ein Plakat, auf dem Schafe abgebildet sind, „sheep“. Er erklärt, wie fear und sheep zusammengehören. Am Ende schaltet die Reporterin das Aufnahmegerät ab und lobt sein Englisch und bedauert, nicht noch zum Essen mitgehen zu können: Sie muss ins Studio, die Sendung soll so schnell wie möglich produziert werden, das Thema ist nichts, was im Mitternachtsprogramm versteckt werden darf. In der Eile vergisst sie fast den BBC-Würfel auf dem Tisch.

Die „Chruselchopf-Rede“

Es ist das zweite Interview, das Andrew Katumba, 36, an diesem Tag gegeben hat, am Morgen war das *Time Magazine* da, am Tag davor die ARD und der ORF. Andrew Katumba, Gemeinderat der Stadt Zürich und Kandidat der Sozialdemokraten für die Nationalratswahlen am Sonntag, befindet sich im Wahlkampf. Er sucht die Medien, aber die Medien suchen auch ihn. Katumbas Mutter stammt aus der Ukraine, sein Vater aus Uganda. Er ist, als Politiker und Mann mit dunkler Haut, ein gesuchter Experte, wenn es darum geht, die Lage im Land zu beurteilen – und ein Wahlplakat, mit dem die Schweizerische Volkspartei (SVP) dieses Land tapeziert hat. Das Schäfli-Plakat, wie die Schweizer sagen, in ihrer behaglichen Sprache, die auch schlimmere Bosheiten in einem verniedlichenden „i“ stranden lässt. Auf dem Plakat sind, über dem Slogan „Sicherheit schaffen“ vier Schäfli, sie grasen auf der Schweizer Flagge, und die drei weißen Schafe kicken das eine schwarze Schaf von der Flagge und damit sinnbildlich aus dem Land hinaus.

Der rechtskonservative Justizminister Christoph Blocher und seine SVP sind beständig dem Vorwurf des Rassismus ausgesetzt, aber so heftig wie bei diesem Plakat war es noch nie. Der UN-Berichterstattung zu Rassismus, Doudou Diéné, hat vor dem Menschenrechtsrat die Rücknahme des Plakats verlangt; es provoziert Rassen- und Religionshass. Wegen des Plakats sind jetzt die ganzen Reporter aus dem Ausland da und fragen. Blocher selbst, der noch viel häufiger interviewt wird als Katumba und jeder andere Politiker in der Schweiz, sagt bei jeder Gelegenheit, der Ausdruck „schwarzes Schaf“ sei eine alte Redewendung. Es ist ein Spiel mit Sprache. Wenn Ausländer sich angesprochen fühlen sollten, dann nur die kriminellen. Der Afrikaner oder Schwarze oder Ausländer an sich sei nicht gemeint.

Andrew Katumba will sich mit solchen Differenzierungen, die er für vorgeschoben hält, nicht aufhalten. „Mir sagt das Plakat, dass von der verschwindend kleinen Minderheit der kriminellen Ausländer auf alle geschlossen werden soll.“ Also auch auf ihn. Er ist schwarz, Marketingfachmann und Filmregisseur, er kennt die Macht von Bildern und erkennt die versteckten Botschaften in Symbolen. Wenn das schwarze Schaf getreten wird, spürt auch er den Trit. Er fühlt sich getroffen und sucht nach Wegen, dem Schmerz und der Wut zu begegnen. Es ist ein Leitmotiv seines Lebens. Sein Vater gehörte in Uganda einem Minderheitenvolk an, das von Idi Amin verfolgt wurde. Als die Familie 1973 flüchten musste, kam sie in Zürich an und blieb Minderheit. Katumba und sein Zwillingbruder wurden getätelt



„Du kannst das Thema nicht totschiweigen“: Andrew Katumba, Kandidat der Sozialdemokraten, hat den Rassismus notgedrungen thematisiert. Foto: Werner Tschan

von den Schweizern: „Dörf ich dini Chrusle aalange! Ich möchte au so schöni Haarha wie Du!“ Über die Chrusle, seine Locken, hat er bei einem Integrationsfestival einen Vortrag gehalten, der in der Szene als „Chruselchopf-Rede“ bekannt geworden ist.: „Fast 20 Jahre lang waren meine Haare quasi öffentliches Gut.“ Er trägt sie sehr kurz heute, das ist eine Reaktion. Wer zur Minderheit gehört, kann oft nur reagieren. Bei der Nationalratswahl vor vier Jahren, als bei der SVP in St. Gallen ein Plakat entworfen wurde, auf dem voll Jammer „Wir Schweizer sind immer mehr die Neger“ stehen sollte, hat er ein eigenes dagegebenhalten: „Wenn sich immer mehr Schweizer als Neger fühlen, dann braucht der Nationalrat endlich einen echten.“

Andrew Katumba hat mit den Vorurteilen zu spielen versucht, er wollte sich immun machen durch Witze, die nur scheinbar auf seine Kosten gingen. Wer nicht aggressiv reagieren will, versucht es mit Selbstironie. Als sie ihn als Kind fragten, ob in dem Buschland, aus dem er komme, die Leute auch Autos hätten und Waschmaschinen, hat er gesagt, die lebten da immer noch in Lehmhütten. Es sollte klingen wie: In der Schweiz gibt es nur Schoggi. „Jeder hat Vorurteile“, darüber regt er sich gar nicht auf. „Aber wenn sie sich verankern in einer Gesellschaft, dann wird es diskriminierend.“

Während Andrew Katumba Politiker wurde und sein Zwillingbruder Arzt, wurde die SVP, ursprünglich kleinhändlerlich-bäuerlich geprägt, stärker und stärker, die stärkste politische Kraft im Land und Teil der Regierung, die in der Schweiz traditionell eine Koalition ist aus allen großen Parteien von links bis rechts. Er kennt andere schwarze Politiker, sieben treten diesmal an zur Wahl; er erzählt von einem, der schon in einem Regionalparlament sitzt und mitansehen musste, wie die Delegierten anderer Parteien Bananen in den Plenarsaal brachten. Er beobachtete, wie sich Gewichte verschoben. „Stellen sie sich vor, dass der Bund jährlich 20 Millionen Franken ausgibt für die Förderung der heimischen Tabakpflanze im Kanton Wallis. Und nur 16 Millionen zur besseren Integration der ausländischen Bevölkerung.“ Andrew Katumba hat sich überlegt, auf die Plakate gar nicht einzugehen in seinem Wahlkampf, um sie nicht noch wichtiger zu machen. Ein alter Genosse aus seiner Partei hat mit ihm darüber diskutiert, in wie weit die Plakate oder ihre Aussagen Ähnlichkeit haben mit Darstellungen der Ju-

denhats in den dreißiger Jahren in Deutschland. Der alte Genosse war entsetzt über diese Schäfli. „Irgendwann habe ich mir gesagt, du kannst das Thema nicht totschiweigen, Andrew, das kannst du nicht. Jeder der schweigt, ist doch im Stillen dafür.“

Er hat das Thema aufgegriffen, aber auf eine behutsame Art. Er will nicht sein wie Blocher, der Demagoge, und es ist auch eine Stärke von Blocher, dass kein Gegner so sein will wie er. Katumba ist ein sanfter Mann mit einer warmen Stimme, die nicht schreien kann. Echte Schafe standen bei seinen Veranstaltungen still bei ihm, schwarze, weiße, gehörte, er hatte sie bei einem Züchter besorgt. Die Schafe sollten ein Symbol sein für das friedlich gelebte Miteinander, für seine Lebensphilosophie, die er auf seiner Homepage durch Zitate kluger Menschen zu illustrieren sucht: „Je höher die Technologie, desto höher das Kontaktbedürfnis.“ (John Naisbitt, amerikanischer Prognostiker)

Viele Schweizer haben aber Angst, ihren Wohlstand zu verlieren oder teilen zu müssen in einer globalisierten, technologisierten Welt. Viele Schweizer haben nicht so ein Kontaktbedürfnis mit Ausländern, die ins Land kommen, um ihre Arbeitsplätze zu besetzen. Viele Schweizer haben Ängste, die gerade verursacht werden von einer Welt, die sich so rasant ändert um sie herum. Katumba will ihnen die Angst nehmen, auf seine Weise; die SVP will die Angst erstmal schüren und sie den Leuten dann auf ihre Weise nehmen. Sie verlässt sich auf die Kraft der Tradition und bietet, als Ventil, ein schwarzes Schaf an. Es ist ein Spiel mit Ängsten und mit Sprache. Ein schwarzes Schaf kann auch ein Sündenbock sein.

Chaos auf dem Bundesplatz

Um der SVP etwas entgegenzuhalten ist auch Andrew Katumba bei einer Demo in Bern Anfang Oktober aufgetreten, einer Gegenveranstaltung zu einer Kundgebung der SVP: Jeder kann den Text seiner Rede auf der Homepage nachlesen. „Es gibt Menschen in unserem Land, die Hass schüren statt Frieden predigen. Es gibt Leute in unserem Land, die uns, das Volk, gegeneinander aufhetzen. Doch ich sage euch, diese Zeiten sind vorbei.“ Es ist eine deutliche, mutige Rede, deren auf Blocher gemünzte Aussage noch dadurch verstärkt wird, dass das Thema Schaf („Wir haben den Wolf im Schafspelz entdeckt“) immer durchscheint und der Redner, laut Manuskript, nicht mit „Danke“ schließt, sondern mit „Mäh!“

Die Dinge sind trotzdem aus dem Ruder gelaufen damals, was nicht an den friedlichen Demonstranten lag, sondern an ein paar Autonomen, die alles aufmischten. Oder an den schlagbereiten Glätzen. Die Interpretationen dessen, was an diesem Tag genau passiert ist, gehen auseinander. Die Konservativen geben den Autonomen die Schuld, die Linken den Rechtsextremen, jedenfalls lag am Ende der Berner Bundesplatz voller Trümmer, und inmitten des Chaos saßen Christoph Blocher und seine Frau Silvia auf eigens bereitgestellten Plastikstühlen. „Wie ein abgehalftertes Königspaar“ schrieb die linke Wochenzeitung WOZ, während andere Schweizer Zeitungen von einer Schande für die Schweiz sprachen und die linken Protestler meinten. Die Bilder liefen über die Fernsehschirme in aller Welt, und Katumba sagt, dass die SVP mal wieder Gelegenheit hatte, sich als Opfer darzustellen, während die Tatsache komplett untergegangen sei, dass Tausende Menschen zusammengekommen waren, um friedlich gegen diese SVP zu demonstrieren. „Es war friedlich“, sagt Katumba. „Fragen Sie Daniele Jenni, der wird ihnen das bestätigen.“

Daniele Jennis Büro in der Speichergas-

se liegt nicht weit entfernt vom Hotel Bellevue, alles im winzigen Zentrum von Bern ist in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen. Er ist Rechtsanwalt, seine Kritiker schimpfen ihn Linksanwalt, aber an der Tür hängt ein großes Schild mit dem hiesigen Fachbegriff für seine Zunft. In Bern heißt ein Anwalt ganz offiziell: Fürsprecher. Jenni ist eindeutig ein Original, kugelförmig, mit mächtigem Bart; er irgendwie aus der Zeit gefallener Typ, wie man ihn in Deutschland nur noch in alten Nachrichtensendungen sieht, wenn von den Anfangstagen der Grünen berichtet wird. Aber er ist ein sehr wacher, sperriger Mann, der sich einsetzt und aufsteht gegen das große Übel und auch das kleinere. Auf dem Berner Kornhausplatz steht neuerdings wie eine Panzersperre eine hässliche Säule, auf der ein Countdown durch Zitate kluger Menschen zu illustrieren sucht: „Je höher die Technologie, desto höher das Kontaktbedürfnis.“ (John Naisbitt, amerikanischer Prognostiker)

In den Zeitungen steht, er Jenni, sei das Gesicht des Widerstands, aber das trifft ihn nicht. „Es ist typisch für eine autoritäre Mentalität in der Schweiz, zu glauben, wenn der Chef ruft, dann kommen die Leute; wenn er nicht ruft, dann macht niemand was. Das ist eine Vorstellung, die nicht realistisch ist.“ Die friedlichen Demonstranten wären auch so gekommen, sagt er, sie hätten auch ohne ihn den Anlass gesehen, etwas zu unternehmen gegen die Plakate und eine Haltung, die dahintersteht; deutlicher zu werden als das Gesetz: „Unser Antidiskriminierungsartikel ist sehr limitiert. Er erfasst, wenn in der Öffentlichkeit bestimmte konkrete Leute angegriffen werden, er greift nicht, wenn verallgemeinert wird.“ Das schwarze Schaf ist eher allgemein. Jenni sagt: „Viele rassistische Phänomene entweichen diesem Artikel, vom Strafrecht her kann man da nichts machen.“

Die *New York Times* hat über die Kravalle berichtet, im Ausland war die Kritik an der Rolle der SVP durchgehend klar formuliert, sagt Jenni. „Das zeigt einfach, dass dort die SVP realistischer betrachtet wird als daheim. Im Ausland sieht man, dass die Miese eine Katze ist.“

Wer von Bern aus ins Umland fährt, zum Beispiel nach Worb, zwanzig Minuten mit der S-Bahn Nummer 7, sieht Kühe vorbeiziehen und Berge und Wiesen wie gekämmt, das ganze reiche, satte Land. An Bord ist eine kleine Delegation der Jungen Grünen, die den rüden Schlagwort-Wahlkampf der SVP kontern will, mit einer Art warmem Politmarketing. In Zürich haben sie gegen die Polizei protestiert, die Kleinststrafäter dazu genötigt habe, sich zu Observationszwecken in der Wache zu entkleiden. Die Jungen Grünen zeigen sich aus vor der Wache, bis auf den Bikini, in der Beilage des *Tages-Anzeiger* war alles dokumentiert, mit Bildern. Ganz links stand, im blauen BH, Aline Trede, eine Jungpolitikerin, die jetzt auf dem Weg nach Worb ist, um an Passanten Sonnenblumen zu verteilen. Aber Worb ist schon ländlich, dicke Spätherbstflieder surren. Wo es ländlich ist, ist die SVP stärker als in der Stadt. Wo es ländlich ist, haben die Bürger Berührungängste vor allem, was sie nicht kennen, und die Jungen Grünen müssen, kaum angekommen, erst mal ein Stück weitergehen, weil direkt vor dem Bahnhof nichts verteilt werden darf. „In der Schweiz ist alles streng geregelt“, sagt Aline Trede, die immer auch lacht, wenn sie spricht, eine blonde junge fröhliche Frau, die innerhalb Europas niemals fliegt, wegen der Umwelt. Sogar nach Edinburgh ist sie einmal mit dem Zug gefahren. Jetzt tackert sie kleine Zettel an die Blumen, mit dem Aufruf, grün zu wählen.

Viele rennen nur vorbei, einige wollen die Blumen bezahlen, sie wollen nichts geschenkt, wie sie auch nichts verschenken wollen. Sie schauen die Jungen Grünen an, als wären sie Marsmännchen, die Jungen Grünen haben Mühe, die Blumen loszuwerden, und Gespräche zwischen Kandidaten und Wählern ersticken oft schon im Ansatz. Es ist ein harter Weg in die Mitte der Gesellschaft für die Grünen, aber Aline Trede wäre nicht Politikerin geworden, wenn sie nicht sehen würde, dass er sich lohnen kann. Sie hofft darauf, dass es genug Schweizer gibt, die der Wahlkampf der SVP abgeschreckt hat. Sie hofft, ihre Partei werde ein Sammelbecken sein für die, die angewidert sind. In der letzten Sonntagsfrage kommen die Grünen auf 10 Prozent, 2,6 mehr als 2003. Die SVP kommt auf 27,3.

Zebras über Nacht

Die Plakate mit den Schafen sieht man inzwischen nicht mehr, sie haben ihren Auftrag erfüllt; die SVP war überall das Thema. Sie sind abgehängt worden – oder heruntergerissen, vor allem in den großen Städten wie Zürich oder Bern, wo die Menschen längst mit Migranten zusammenleben und weniger das Bedürfnis haben, ihnen den Chruselchopf zu kraulen oder sie aus dem Land zu kicken. Als die Plakate noch hingen, haben Schweizer Bürger Pfeile dazugemalt, die auf das schwarze Schaf deuteten; neben den Pfeilen stand nur der Name Blocher, mit Filzstift hingeschrieben. Oder sie haben allen Schafen Streifen aufgemalt, die Schafe sahen am Ende wie Zebras aus, und alle Zebras waren gleich. Im Spielwarenladen „Drachenschiff“ in der Berner Rathausgasse hängt ein Plakat, „Spielen verbindet“: Vier kartenspielende Schafe, das schwarze Schaf gibt gerade das Ass aus.

Man könnte eine Galerie eröffnen: Variationen eines Wahlplakats. Man könnte allerdings auch die Variante der hessischen NPD hinzufügen, die ebenfalls mit Schafen wirbt.

Die Schweizer Demoskopen rechnen nicht mit großen Verschiebungen bei dieser Wahl. Andrew Katumba wird noch ein paar Interviews geben müssen, vor allem dann, wenn er es in den Nationalrat schafft. Die Schweizer werden auch nach der Wahl vieles unter sich ausmachen, aber ihr Wahlkampf hat Bilder und Eindrücke hinterlassen, die im Ausland länger haften bleiben. Es gehört zur digitalisierten und vernetzten Welt, dass Bilder ewig im Internet abrufbar sind, auch Bilder von Plakaten. Es gehört zur globalisierten Welt, dass tausend Augen auf einen schauen und niemand mehr unter sich ist, auch wenn er das gern möchte.

Die BBC-Reporterin hat nicht nur Andrew Katumba befragt, sondern auch eine Frau, die er mitgebracht hat, als Verstärkung. Glenda Loebell-Ryan, eine schwarze Südafrikanerin, seit 1996 in der Schweiz, geprägt vom Apartheid-Regime. Sie war bei der Demo in Bern und hat auf einmal Bilder von Südafrika vor Augen, wie die Apartheid-Gegner zusammengeknüpelt wurden. Danach war sie mit der Bahn gefahren und hatte, in einem Moment, als ein Trauma in ihr belebt wurde, so ein Gefühl, als minderwertiger Mensch gesehen zu werden. Es war nur ein Gefühl, „es flog mich an wie ein Lufthauch“. Andrew Katumba sitzt dabei und hört zu, vielleicht hätte er das so nicht gesagt; er ist Politiker und bei allem Zorn darauf bedacht, seine Aussagen zu wägen. Glenda Loebell-Ryan aber erzählt in rauchigem Stimmklang von ihrer Angst in der Schweiz des Wahlkampfjahres 2007, und die Reporterin der BBC, angelockt von einem Plakat mit vier Schafen, nickt sehr entschlossen und nimmt alles mit ihrem Rekorder auf und trägt es davon, um es in die ganze Welt zu senden.

So sehen Sieger aus

Alonso, Hamilton, Räikkönen vor dem Formel-1-Finale

Von René Hofmann

São Paulo, 19. Oktober – Der letzte gemeinsame Auftritt vor dem Showdown gipfelt in einem Glaubensbekenntnis. Lewis Hamilton, Fernando Alonso und Kimi Räikkönen sitzen zusammen auf einer improvisierten Bühne. Die beiden McLaren-Mercedes-Piloten in der ersten Reihe, der finnische Ferrari-Lenker ein wenig versetzt dahinter. Dutzende Fotografen haben sich mit großen Teleobjektiven aufgebaut. Die Szenerie erinnert an Termine mit Staatspräsidenten. Jede Geste der drei wird eingefangen, jedes ihrer Worte wird protokolliert und gedeutet, als ginge es um eine Regierungserklärung. Die Formel 1 ist viel: ein Wettstreit, ein Geschäft, eine globale Werbekolonie. Kein anderer Sport erfordert einen ähnlichen Aufwand, kein anderer zieht alle zwei Wochen ähnlich viele Zuschauer in Bann. Entsprechend hart sind die Bandagen, mit denen gekämpft wird. Es wird getrickt und geschubst, geheuchelt und gelogen. Auf keinem Sportplatz zählt Fairplay weniger – und ein Sieg mehr.

An Fernando Alonso und Lewis Hamilton ist das in diesem Jahr besonders gut zu beobachten gewesen. Die beiden stritten, wer als Erster Tanken durfte, Zentimeter nebeneinander schossen sie in abenteuerliche Kurven hinein, mit allen Mitteln versuchte jeder, das Team auf seine Seite zu ziehen. „Im Grunde sind sie sich so ähnlich. Sie könnten die besten Freunde sein“, findet ein brasilianischer Journalist und fragt: „Haben Sie nicht manchmal das Gefühl, dass Ihnen Ihre Jugend gestohlen wird?“ Beide stutzen. Sie verstehen die Frage nicht. Erst als sie dreimal wiederholt ist, antwortet Alonso. Der Spanier spricht ein kantiges Englisch. Oft ist schon daran zu hören, wie bedrohlich er das R rollt, dass ihm etwas nicht passt. Jetzt aber wird seine Stimme ganz sanft. Er sagt: „Wir stellen uns dem Wettkampf, weil wir ihn lieben. Das ist unser Leben. Wir lieben Autos. Wenn wir uns nicht so messen würden, würden wir es auf eine andere Art tun. Jeder von uns hat einen anderen Charakter, aber den Wettkampf genießt jeder.“ Hamilton nickt. „Es ist nicht so, dass uns die Konkurrenz altern lässt“, sagt er: „Wir ziehen Energie aus ihr.“ Räikkönen sagt nichts. Er wirkt oft unbeteiligt. Nur im Auto, da ist er kaum zu halten.

Das dramatische Formel-1-Finale am Sonntag in Brasilien bringt drei außergewöhnliche junge Männer zusammen, die mindestens so viel gemeinsam haben, wie sie trennt. Ganz früher waren Formel-1-Piloten Herrenfahrer, Gentlemen aus gutem Hause, die sich das Vergnügen der Raserei leisten konnten. Dann kamen die Draufgänger, die es zu Ruhm und Reichtum und vielleicht auch ein paar Frauen brachten, indem sie ihr Leben aufs Spiel setzten. Als Letzter wirkte Michael Schumacher stillbeding. Für ihn war alles Ar. Räikkönen, 28, Alonso, 26, und Hamilton, 22, sind da anders. Sie sind Vertreter der nächsten Generation. Für sie ist die Formel 1 ein Spiel. So selbstverständ-



„Wir ziehen Energie aus der Konkurrenz“: Rennfahrer Lewis Hamilton. AP

lich wie an der Playstation drehen sie an den vielen Knöpfen, die es an jedem Lenkrad gibt. Keiner von ihnen hat einen Kollegen sterben sehen, seit er in der Formel 1 antritt. An aberwitzige Geschwindigkeiten haben sie sich schon gewöhnt, als sie als Kinder in Go-Karts Slalom fuhren.

Die drei, die sich an diesem Sonntag auf der welligen Strecke von Interlagos unweit von Wellblechhütten duellieren werden, stammen aus dem gleichen Milieu. Die Eltern Räikkönen hatten lange noch nicht einmal eine Toilette im Haus. Als sie das Geld dafür gespart hatten, kauften sie ihrem Sohn lieber einen neuen Flitzer. Alonsos Vater war Sprengmeister. Hamilton senior ging zwei mäßig bezahlten Jobs nach, damit sein Sohn Rennen bestreiten konnte. Schon jetzt haben sie alle es so weit gebracht, dass sie den Titel nicht mehr unbedingt brauchen. Für jeden aber wäre er ein besonderer Triumph. Räikkönen galt lange als schlampiges Talent, als Wunderknaus, den ab und an die Lust verließ. Für ihn wäre es eine ungeheure Bestätigung, im ersten Jahr bei Ferrari zu siegen. Das hat nicht einmal der Streber Schumacher geschafft. Für Alonso, der sich immer von bösen Mächten umstellt sieht und nie ausreichend geschätzt wähnt, wäre es eine tiefe Genugtuung, ausgerechnet in einem britischen Rennstall und gegen einen britischen Teamkollegen den dritten Titel hintereinander zu holen. Hamilton wiederum wäre der bisher jüngste Weltmeister, der erste schwarze und der erste Debitant, dem der Coup glückt. Noch wichtiger aber wäre: Er hat nie opponiert. Mit dem Titel hätte er es wieder einmal allen Recht gemacht.



„Mir sagt das Plakat, dass von der verschwindend kleinen Minderheit krimineller Ausländer auf alle geschlossen werden soll“: Wahlwerbung der SVP. Foto: Reuters